

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 22 (1932)

**Heft:** 24

**Artikel:** Arm und Reich

**Autor:** Bürki, Roland

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-642131>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

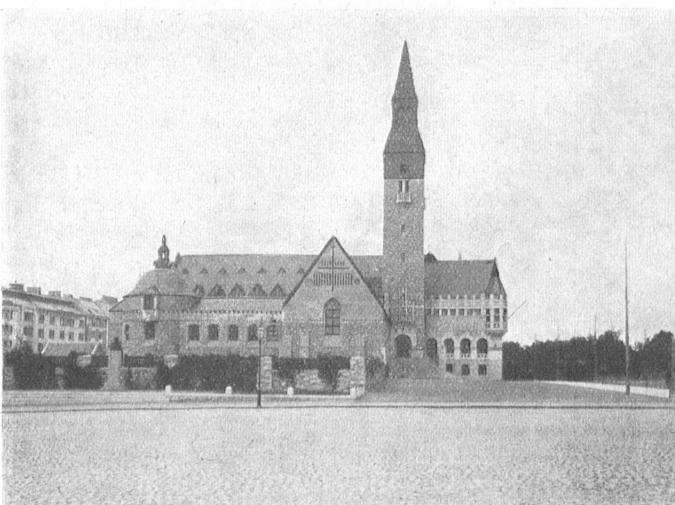
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Sinnland. Helsingfors. Nationalmuseum.

die Tage vom Jahre 1918), in den leuchtenden, goldenen Rippeln der griechisch-katholischen Uspenskikathedrale auf der Anhöhe jenseits des kleinen Kanals, in der auf sieben Inseln 1749 angelegten Festung Suomenlinna, die einst als uneinnehmbar galt und früher Sveaborg hieß, und an vielen anderen Punkten.

Überall, wohin man kommt, staunt man über diesen Sinn des Finnen für das künstlerisch Wertvolle, Monumentale, Traditionsvorwerkte und doch wieder irgendwie Gegenwartsbetonte. Schöne Beispiele sind der mitten im Zentrum gelegene Bahnhof, dessen Reinheit der Proportionen an die besten europäischen Beispiele erinnert, die Anlagen, das erst 1931 eingeweihte wuchtige, formenschöne Reichstagsgebäude, das Nationalmuseum mit seinen ungemein reichhaltigen historischen, archäologischen und ethnographischen Sammlungen, denen sich die sehenswerten Kunstsammlungen in den benachbarten Kunsthalle anschließen. Dann der Engelsplatz im Villenstadtteil Eira.

In der Umgebung prägen sich besonders ein: das Freilichtmuseum auf der naturschönen Insel Seurasaari, das Topeliusmuseum auf der Halbinsel Kerttoniemi, die Insel Högholmen (Korkeasaari) mit ihrem Tierpark, die als sehr beliebtes Ausflugsziel eine ähnliche Rolle wie der elegante Villenvorort Munkkiniemi spielt.

Schon dieser kurze Auschnitt gibt ein ungefähres Bild von der Bedeutung und Schönheit der „weißen Stadt im Norden“, die alles andere, nur keine reine Verwaltungs- und Beamtenstadt ist. Helsingfors ist schon deshalb der besonderen Beachtung wert, weil es der Schlüssel zu einem an Ursprünglichkeit so reichen und verhältnismäßig noch sehr unbekannten Lande ist, das trotzdem in vielfacher Beziehung im Mittelpunkt des Interesses steht.

## Arm und Reich.

Kurzgeschichte von Roland Bürki, Madiswil.

„Du hast dich heute auch recht fleißig ausgeruht beim Mähen, Bänzli“, sagte in hämischem Ton der Grokmattbauer beim Bernachten zu seinem alten Knechtlein, das sich vor dem Bauernhaus noch Gesicht und Hände wusch. Bänzli schrak zusammen und drehte sich nach seinem Meister. Ein tiefdurchfurchtes Runzelgesicht mit einem rötlchen braunen Stoppelbart und ängstlich blitzen Auglein wurde sichtbar.

„Ja, recht fleißig ausgeruht!“ — wiederholte der Grokmatteler, stellte sich mit seiner unterseiteten Gestalt breitspurig vor das Knechtlein hin und betrachtete es von oben

oben bis unten. Um seine verkniffenen Mundwinkel zuckte ein höhnisches Lächeln. Bänzli murmelte etwas von alten Tagen und Gsüdhi und daß sein Meister Nachsicht haben möchte. Doch der Bauer: „Wenn du nicht besser schaffen willst, so muß ich dir vom Lohn abziehen.“ Drehte sich und schritt der Wohnung zu.

Bänzli brummte in sich hinein und wusch sich langsam fertig. Dann polterte er mit seinen schweren Holzschuhen die Treppe hinauf in seine Dachkammer. „Ein Hund ist er, ein Geizhund!“ rief er nach einer Weile, als er unter der rotgeblümten Decke lag. „Nichts als Schind und schaffen kann man, bis man ein Krüppel ist, und wenn man alt wird, saugt er einem armen Mandli noch das bisschen Blut aus, das es hat zum Leben, der Blutsauger, der Geizhund! Jede Pflaume hebi er auf vom Boden, jedes Nestchen von der Straße und trägt es auf den Hof, damit ja nichts verloren gehe. Nichts als Reichtum will er, Reichtum, Geld.“ Und noch beim Einschlafen lallte Bänzli fortwährend: „Reichtum, Geld, der Geizhund, Gei—z . . .“

Am nächsten Abend war's, als Bänzli vor dem Haus die Sense dengelte. Auf der Straße rasselten die Käserebuben mit ihren Milchkarren vorüber, Heufuder schwankten breit und hoch durchs Dorf und fuhren donnernd in die Scheune der Grokmatt. Die Heuer kamen mit Gabeln und Rechen vom Felde heim, Knechte und Magde, lächernd und singend, und hinter ihnen schlenderte ein munteres Büblein daher, barfuß, pfeifend, mit einem Rechen und einem Bündelchen Heu auf dem Rücken. Sorglos trippelte Seppli an dem Bauernhof vorüber. Da schrie auf einmal, wie ein Raubvogel aus seinem Nest, der Grokmattbauer aus einer Ecke hervor, geradewegs auf Seppli zu: „Wo hast du das Heu her?“ Seppli, stotternd: „Zu—ammen—gerecht.“

„Wo?“

„Auf Euer Wiese, im Mösl.“

Der Bauer, streng: „Dort, in meinem Schuppen legst du es auf einen Wagen!“

Seppli, schüchtern: „Ihr hattet Euer Heu schon fortgeräumt, als ich meines da zusammenrechte. Ich suchte bloß, was übrig blieb.“

„Das ist mir gleich. Nun, wird's?!“

Seppli kann nicht anders unter den drohenden Worten des Grokmattbauers. Er trägt das Heu, das er mühsam für seine Kaninchen zusammengesucht, in den Wagenschuppen, zitternd vor Angst und Wut.

Aber in demselben Augenblick hört man vom Dengenstein her ein paar laute Rufe: „Gythung, Gythung! Gythung isch er!“ Bänzli hat dem Auftritt zugeschaut und macht seinem Ärger Luft, der seit vielen Tagen, Wochen, ja, seit Jahren sich in ihm angekummt. Er kann sich nicht mehr beherrschen, er schreit nur immerzu: „Gythung, Gythung! Gythung isch de!“

Da fühlt er sich plötzlich vom Bauer mit derber Faust am Kragen gepackt: „Was bin ich! Was sagst du, Lump! Wart, dir will ich deine Unverschämtheit austreiben!“ Der Bauer schüttelt den alten Bänzli, bis er wie ein Mehlsack vor ihm auf den Boden fällt. „Das ist nun der Dank, daß man solch Gejindel, das längst nicht mehr sein Brot verdient, im Hause duldet“, knucht der Meister, „auf den ersten kannst du packen!“

„Ich gehe schon heute“, knirscht Bänzli, indem er aufsteht.

„So geh' nur, geh' zum Teufel, oder meinewegen bis ans End der Welt!“ schreit der Bauer und wirft ihm den Lohn aufs Stallbänklein und, indem er auf die Haus-

ture schreitet: „Daß du mir mit keinem Schritte mehr in meine Nähe kommst!“

Eine halbe Stunde später polterte Bänzli, ein armeliges Bündel Kleider unter dem Arm, die Treppe herunter und verließ den Hof, ohne sich nur einmal umzudrehen. Beim Schuhmacher-Fritz, einem alten, guten Bekannten, den er oft an Sonntagnachmittagen besucht hatte, fand er für die nächsten Tage Unterschlupf.

Kurz darauf brach in der ganzen Gegend die Grippe aus. Der Tod schritt ernst und schweigend durch das Dorf und holte seine Opfer. Jede Woche mußte man drei oder vier zu Grabe tragen. Bald hier, bald dort riß er eine Lüde. Auch den Großmattbauern, diese Fluh, bezwang er. Grob war die Klage. Siebzehn Kränze hatte er. Endlos schien der Trauerzug. Der mächtigste und reichste Mann im Dorf, wie eine gefallte Eiche, mitten aus dem Leben gerissen.

Um dieselbe Zeit lag in der alten Schuhmacherhütte am Rand des Dorfes auch ein altes, armes Knechlein auf dem Krankenlager. Voll Müh' und Plage war sein Leben gewesen, und wenig Sonne hatte ihm geschenken. Nun kam der Tod als sein Erlöser und trug das alte Knechlein sanft im Schlafe in ein schönes Land. Bäbeli, die Frau des Schuhmachers, wand ihm aus Feld-Margriten einen kleinen Kranz. Niemand als der Pfarrer und der Schuhmacher-Fritz gaben ihm das Geleite.

Und nun traf es sich, daß just der arme Bänzli neben den gewaltig reichen Großmattbauern zu liegen kam. Der ärmerste und der reichste Mann im Dorf, beide haben gleichviel hier. Friedlich schlafen sie nebeneinander den langen, tiefen Schlaf, in demselben armen Flecklein Erde.

## Sonne im Dunkel der Großstadt.

Nun wäre man also wieder einmal in dieser berühmten Gegend. Hier will ich ein Kind besuchen, das mir nahesteht. Wie ich die Kleine antreffen werde, ist ungewiß. — Sie hat uns in ihren Schweizerferien viel Anhänglichkeit bewiesen.

Ich bin hier weit vom Zentrum weg. Die lethargie des Nordens ist in ihrer Art niederschlagender als in der Leipzigerstraße das Jammerbild der Bettler, die mit ihren bitteren Fleheaugen die vorbereitende Uebereleganz anhalten möchten. Hinter dem Schlesischen Bahnhof begegnen uns Luxus und Elend nicht in jenem aufreibenden Nebeneinander. Da ist im Hungern einer dem anderen gleich. Die jungen unbefähigten Burischen wenden sich etwa nach dem Kino, „Gratisvorstellung für Erwerbslose“ — in einem Palast, wo man wenigstens warm kriegt. Oder sie rotten sich zusammen und lassen wilde Reden los. Reif zum Losbruch das ganze Volk. Wer auf der Straße bleibt, verhungert.

So sieht die nächste Umgebung unserer jungen Freundin aus. Um vier Uhr nachmittags habe ich nach langem Irren die Straße gefunden. Der Winternebel von Berlin war heute Morgen einem dünnen Blau gewichen, das sich nun wieder in der frühen nordischen Dämmerung aufzeigt, um einer Nebelnacht Raum zu lassen. Obwohl es gestern und heute nicht mehr geregnet hat, ist der Hof zu Luzis Wohnung feucht. Die siebenstöckigen Häuser ringsum riechen faulig und sind feucht bis unter die schadhafsten Dächer hinauf. Eine nachlässige gesleidete junge Frau klopft Teppiche auf einer Treppe. Sie verrichtet diese Arbeit schon im Dunkeln, während auf der Straße noch der melancholische Tag in den schleppenden Abend eingeht. Ich frage nach Luzis Mutter, Frau Janizke, von der ich fast hoffen muß, sie nicht zu finden. Denn das bedeutete ja Arbeit! Mit den Filzereien vom letzten Jahr ist es nichts mehr. So müßte sie irgendwo außer Hauses beschäftigt sein. Doch das wird sich zeigen; mein Herz klopft. Die junge Frau mit den Teppichen weiß mir müde den Weg, wie ein Mensch, der auf alle Fragen nur halb hinhört und es längst aufgab, noch irgend etwas zu überlegen.

Meine Füße tasteten in der Dunkelheit wie Hände. Auf einem Treppenabsatz, den ich im undichteren Dunkel spüre, tasten meine Hände eine Tür ab. Und sieh, wie die Augen sich nach einiger Zeit eingewöhnt haben, fallen ihnen die merkwürdigen Türschilder auf. Hier sind nicht schmierige Zeichen hingelebt, oder schräg an einem Reiznagel hängende Papierabfälle, wie sonst etwa. Da gibt es im ersten Stockwerk zwei Messingschilder mit überraschend geschmackvoller Schrift. Und links lese ich einen Namen, den man sonst eher im Berliner Westen findet. Darunter „Dr. med.“. Wer auch der Träger des Namens sei, — ein Zugang von Charlottenburg oder Lichterfelde hat seine Abgründe.

Und jetzt werde ich mich weiter tasten zum armen Unterschlupf der Luzi. Ja doch, die Mutter ist hier. Luzi noch nicht, sie wird später kommen. Frau Janizke ist nicht aus dem Westen zugewandert, sondern gebürtig aus dieser Gegend; das sehe ich, sobald ich ihre Stimme höre und im Flur ihre edigen Umrisse erkennen kann. Eine brave Frau, schwer, massiv, verschlossen und von herber Willenskraft. Zuerst stellte sie sich abwehrend vor die Finsternis. So ist es immer bei den armen Leuten. Sie verteidigen mit einer Art drohendem und hohem Stolz ihr Dunkel, an dem sie leiden. Auch Frau Janizke hatte anfangs diese mißtrauisch unfreundliche Stimme, die ich mehr fühlte als hören konnte. Erstes Gefühl: Verteidigung, Revolte. Wir dürfen nicht leugnen, daß es Eindringlinge gibt, deren Wohlthätigkeit zum Verabscheuen ist.

Als ich zu erkennen gebe, daß ich zu Luzis Pflegefamilie gehöre, hellt sich das Gesicht der Frau plötzlich auf; und ihre Stimme wird mit einem Schlag frei, wie sie von der Schweiz spricht. Sie führt mich in eine sauber gehaltene Stube, und ich muß im Flur aufpassen, daß ich nicht stolpere. Die Stube ist an diesem frostigen Tag ungeheizt. „Verzeihen Sie“, bittet die Frau. „Licht machen können wir natürlich jetzt nicht. Das ist ja alles so furchtbar teuer.“ Was ist da zu verzeihen? Ich bitte sie im Grund meines Herzens, mir zu verzeihen, daß ich daheim ein warmes Zimmer habe und Bergluft, Sonne und Stille ringsum.

Die Familie lebt in der ebenfalls ungeheizten Küche. Aber weil man hin und wieder nach erfolgreichem Stempelgeh' auch etwas kochen kann, sind die Wände nicht ganz so ausgekältet wie drüber. Der Raum wirkt an sich nicht unfreundlich. Er ist weißgekalkt und sehr sauber. Nur treten die Hofmauern auch hier dicht vor die Fenster heran und verdunkeln alles. Die gute Frau will mir um jeden Preis Kaffee kochen, und ich darf's ihr nicht verwehren. Ein junger Erwerbsloser, der im engen Flur eine Schlafröhre hat und ab und zu auch Rößtgänger ist, sitzt am Fenster und schaut stumpf vor sich nieder. Er richtet von unten herauf finstere Blicke auf mich. Ich kann den Kaffee unter diesen Bildern nicht zu Ende trinken.

Eine halbe Stunde später tritt Luzi herein. Ihre Heiterkeit durchbricht den schweigamen Menschenkreis. Luzi ist das jüngste der drei Kinder. Die ältere Schwester kann hier und da Botengänge verrichten, und der Bruder möchte zur Reichswehr, aber es wird ihm kaum gelingen. Luzi Janizke hat als Jüngste bei der Nählehrmeisterin allerhand Obhürigenheiten zu verrichten, die die Kraft des heranwachsenden Kindes angreifen. Das ist nicht mehr die Luzi vom Sommer. Das Gesicht wurde in den vier Monaten Berlin schmäler und blasser. Nur die Bernsteinaugen, o Wunder, sind sonnenhell und weltoffen geblieben. Und nun hat sie wieder ein ganzes Winterende Berlin vor sich, und was fragwürdiger ist, das kommende Jahr in Berlin. — Mancherlei muß ich denken, während das liebe Kind mich, munter plaudernd, bei vollends eingebrochener Dunkelheit nach dem Schlesischen Bahnhof zurückbegleitet. Und dann, wie ich dem Stadtinnen aufahre, verlöschet es im Dunkel des Nordens, das sonnenhelle Kind armer Leute, das tags